

Der göpliche Wun< zum Scönen

Fortsetzung und Schluß

Von Karl Münch

Der Wunsch zum Schönen und die Selbstschöpfung

Der göttliche Wunsch zum Schönen tritt dem Ich der Menschenseele als vollkommen gewordene Erscheinung – wie etwa in der Natur – entgegen. Anders ist dies beim Wunsch zum Wahren und dem Wunsch zum Guten. Gutes und Wahres entsteht durch Worte, durch Tun und Unterlassen und ist meist das Werk nur unvollkommener Menschen. Folglich verschleiern die Handlungen und Unterlassungen dieser Unvollkommenen sehr leicht den göttlichen Kern einer Tat. Dies birgt Gefahren für die Entfaltung der Gottkräfte des Ichs, die zunächst ja nur schwach geahnt, nicht jedoch von Beginn an klar erlebt werden. Diese Verzerrungen des Guten und Wahren können zu Wirrnis bei der Deutung dieser göttlichen Wünsche führen und so mehr vom wirklichen Erkennen entfernen, als dieses fördern helfen.

Dort wo der Wunsch zum Schönen gering geschätzt, ja sogar als Blendwerk, als „Maya“ verteuftelt wird, erkennt die Philosophie Mathilde Ludendorffs eine große Gefahr. Religiöse Lehren, die derartige Geringschätzung des Schönen in der Erscheinungswelt predigen, können den Menschen zum innerseelischen Absturz führen, weil sie die Stimme seines Gottahnens im Ich der Seele verstummen lassen.

Mathilde Ludendorff hat in ihrem Werk „Selbstschöpfung“ beschrieben, wie eine innerseelische Entfernung vom genialen Wunsch zum Schönen wirken kann. In dem Abschnitt „Von der Vielgestaltigkeit der Totenmasken“ finden wir einige wunderbar lebensnahe und plastische Darstellungen der unterschiedlichen Archetypen seelisch verkümmelter „plappernder Toter“ und „Scheinlebendiger“ gezeichnet. An zwei Stellen zeigt sie dem Leser, wie sich an der Haltung gegenüber dem Wunsch zum Schönen das Schicksal seelischen Abstiegs entscheiden und manifestieren kann.

Da beschreibt uns die Philosophin zum einen die „In-Zweckarbeit-Verdorrtten“ als eine Form der plappernden Toten, die das Gruftfenster zum göttlichen Willen der Schönheit am allerersten sorgsam zugemauert haben. Dieser Strahl schein ihnen das Überflüssigste und Töricht-

ste überhaupt und nichts versetze sie so in Erregung wie das Versäumnis eines Zwecks wegen der Hingabe an den Willen zum Schönen, schreibt Mathilde Ludendorff. Der Künstler sei ihnen ein Taugenichts in Person. Der verdorrte Anblick dieser Totenmaske sei das Ergebnis lebenslänglicher Gemütsverarmung, der tagtäglichen Ernüchterungen, der Meidung jeder wahrhaft zweckvergessenen Versenkung in Gott.¹⁾

Als eine andere Form der Totenmaske werden uns jene Scheinlebendigen vorgestellt, die am Mißbrauch göttlicher Wünsche zugrunde gingen. Für unsere heutige Betrachtung über den Wunsch zum Schönen sind dabei vor allem die von Mathilde Ludendorff so bezeichneten „Kunstmumien“ von besonderem Interesse, denn:

„Zwei heilige Wünsche Gottes haben sie mißbraucht. Sie haben sich von Kind an angewöhnt, Kunstwerke, allerhand Darbietungen der Menschen, die Natur schön zu finden, Begeisterung zu heucheln, ohne sie eigentlich zu erleben, um dadurch in der Achtung der Umwelt zu steigen. So mißbrauchen sie den göttlichen Wunsch zum Schönen und treten den Wunsch zum Wahren zugleich mit Füßen.

Fremdlehre und verfremdete Kultur mehren solche Scheinlebendige natürlich unheimlich: Sie zeigen nun eine sehr interessante triebartige Sucht, sich gerade mit dem Schönheitswillen der Menschen immerwährend zu beschäftigen. Sie widmen sich einem Kunstberuf, werden Kunstschaffende, Kunstwiedergebende oder Kunstverständige. Gerade weil sie sich ihrer Lebenslüge so ausschließlich widmen, erfolgt irgendwann der Absprung in die Hel. Diese Kunstmumien mit ihrer Begeisterung können, obwohl sie uns so oft in Stunden der Erhebung durch ihr Gehabe und Geschwatze stören, unsere ungeteilte Heiterkeit auch hin und wieder erwecken, namentlich immer dann, wenn die Kunst, die geboten wurde, uns nichts bot, weil sie ein Totenschein ihres Schöpfers war. Dann hören wir gern ihre schönen Reden an, die uns den Wert des Gebotenen anpreisen und uns berichten, daß sie ein ‚Erlebnis‘ hatten, ein Geständnis, das im Mund eines Scheinlebendigen so besonders häufig wiederkehrt. Auch sie stellen sich, gerade wenn sie über Kunst und Schönheit, ihre Todesursachen, reden, den sicheren Totenschein aus. Dann bekommen ihre Augen den Glanz jener Porzellanpuppenaugen älterer Art, die nur aufgemalt sind.“²⁾

Doch wollen wir an dieser Stelle nicht vergessen, daß uns die Genialität des Schönen vor allem Hilfe sein kann.

1) Ludendorff, Mathilde, Selbstschöpfung, Pähl 1983, S. 240

2) Ludendorff, Mathilde, Selbstschöpfung, aaO., S. 257 f.

Denn in der Sprache der Natur findet der Mensch die zuverlässigste, weil vollkommenste Bildschrift des Göttlichen, die unmittelbar und unverfälscht im Ich der Seele erlebt werden kann. Hier kann sich der Mensch seine Ichkräfte am leichtesten stärken. „Die schwelgerische Erfüllung des Willens zum Schönen,“ lesen wir bei Mathilde Ludendorff, „die der heranwachsende Mensch dann immer umfassender, immer vertiefter wahrnimmt, wenn er die Landschaft in all ihrer Gottoffenbarung auf sich wirken läßt, ohne jedoch die herrliche Schönheit einer Einzelercheinung, einer Blüte, die seine Kinderseele einst entzückte, dabei zu übersehen, diese schwelgerische Erfüllung ist der unmittelbarste Weg zu Gottes Vollkommenheit.“³⁾

Schließlich erweist uns die Philosophie Mathilde Ludendorffs auch, daß die Erfüllung des Wunsches zum Schönen weitaus weniger vom lustversklavten Selbsterhaltungswillen bedroht ist, als dies beim Wunsch zum Wahren und Guten der Fall ist. Denn da „die Erfüllung des göttlichen Willens zum Schönen oft gar mit tiefer Freude verbunden sein kann“, schreibt Mathilde Ludendorff, „so hat er auch sehr oft nicht das geringste gegen eine solche Erfüllung einzuwenden. Infolge dessen ist die Hingabe an diesen göttlichen Wunsch auch bei unvollkommen Menschen weit öfter möglich als jene an den göttlichen Willen zum Wahren oder gar zum Guten!“⁴⁾

So ist das innige Erleben der Genialität des Schönen ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer Stärkung unserer Gottkräfte im Ich der Seele. Und selbst wenn die anderen beiden göttlichen Wünsche – der Wunsch zum Wahren und der Wunsch zum Guten – in einer Seele nur geringe Verwirklichung finden, dann ist es ein innig erlebter Wunsch zum Schönen, der „noch ein Tor zur Heimkehr zu Gott offen“ halten kann.⁵⁾

Schlußbetrachtung

Wir haben in unserer Betrachtung über den göttlichen Wunsch zum Schönen zunächst einen kurzen Blick auf die Herkunft und Geschichte dieses Wortes selbst geworfen und dabei festgestellt, das seine Wurzeln tief in die Vergangenheit unserer Sprache zurückreichen. Seine Verwandtschaft mit „schauen“ oder „scheinen“ deutete bereits darauf hin,

3) Ludendorff, Mathilde, Der göttliche Wunsch zum Schönen ..., aaO., S. 83

4) aaO., S. 84

5) aaO., S. 85

daß es hierbei um etwas geht, das mit der sinnlichen Wahrnehmung von etwas außenstehendem zu tun haben muß.

Philosophische Forschung umsann den Begriff des Schönen bereits sehr früh, doch der deutsche Dichter Schiller ist dem Wesen des Schönen wohl am nahesten gekommen. Vor mehr als 200 Jahren erkannte Schiller: Schönheit sei nichts anderes als Freiheit in der Erscheinung, wobei die Darstellung derselben allerdings der Technik bedürfe.

Ein Blick in die Entwicklungsgeschichte lehrte uns schließlich, daß unser Weltall seit Anbeginn von Schönheit durchdrungen ist – im Großen wie im Kleinsten. Und der Mensch ist das einzige Wesen im Kosmos, das mit seinen im Laufe der Evolution entwickelten Sinnesorganen die Schönheit bewußt wahrnehmen und erleben kann. So ist das Erleben des Schönen ein unverfälschter und zuverlässiger Richtungsweiser auf dem Wege zur Entfaltung der Ichkräfte in jeder Menschenseele, da der Sinn dieses Weltalls letztlich im bewußten Erleben des Göttlichen, des Wesens aller Erscheinung, durch den Menschen gipfelt.

Ich möchte Sie jedoch nicht entlassen, ohne Ihnen ein anschauliches Beispiel dessen zu geben, wie der Wunsch zum Schönen in der Menschenseele wirkt und Wandel in Richtung auf Vervollkommnung schafft. Und vielleicht gibt dieses kleine Beispiel Ihnen eine viel klarere Vorstellung dessen, als es all meine langen Worte selbst konnten.

Einige von ihnen wissen vielleicht, daß ich begeisterter Bergsteiger bin, und was läge da näher als dieses Element für diesen Zweck heranzuziehen.

Mit Recht wird der 1930 in Bergamo geborene italienische Bergsteiger Walter Bonatti als einer der größten Alpinisten des 20. Jahrhunderts verehrt. Seine Routen und Erstbegehungen mit einfachsten technischen Mitteln gehören zum Schwierigsten, was die Bergsteigerei zu bieten hat. Zu Unrecht ist Bonatti einer breiten Öffentlichkeit weitaus weniger bekannt geblieben als z.B. ein Reinhold Messner. Grund hierfür war, daß Bonatti ein eigenwilliger Einzelgänger geblieben ist, der sich den Regeln des modernen Alpinismus nie unterworfen hat. Früh brach er mit dem Expeditionsbergsteigen im Himalaja, nachdem er erleben mußte, wie ihm und seinem Begleiter auf über 8 000 Meter Höhe von zwei nur wenige hundert Meter entfernten Kameraden die Hilfe aus lebensbedrohlicher Lage verweigert wurde. Prägend auch die Tragödie am Frêney-Pfeiler, als seine Seilschaft im Juli 1961 auf dem Weg zum Mont Blanc in einen Wettersturz geriet und auf dem Rückzug insgesamt vier Kameraden ums Leben kamen. Ebenso eigenwillig wie Bonatti der Bergsteigerei nachgegangen war, steigt er aus dem Geschäft aus: Im

Februar 1965 durchklettert er allein die Nordwand des Matterhorns, um nach der Rückkehr fünfunddreißigjährig seinen vorher beschlossenen Abschied vom Extrem-Alpinismus zu verkünden.

Das nachfolgend von Bonatti beschriebene Erlebnis geht auf eine Tour im Jahr 1984 zurück. Bonatti hat es überschrieben: „Eine Rückkehr: der Zauber des Mont Blanc“ und ist nachzulesen in seinem Buch: „Berge meines Lebens“.

Bonatti hatte die Gipfel der Aiguille Blanche überschritten und sich auf das Schneefeld des Col de Peuterey abgeseilt. Hier begann er auf einer großen waagerechten Felsplatte, sich für den Mittag einzurichten.

„Ich liebe es, in den Dingen, in meinen Handlungen nach mir selbst zu forschen. Meine geistige Unabhängigkeit ist mir ebenfalls sehr wichtig, und deshalb wollte ich diese Tage mit niemandem teilen, sondern sie in der Intimität meiner Gefühle, im Kontakt mit einer mir vertrauten, wunderbaren Natur verbringen, aus der ich wie aus einem Traum heraustreten würde. Glücklich geträumt zu haben.

Die Stunden gingen vorbei. Regungslos lag ich da und gab mich lichtvollen Gedanken hin, mehr als je zuvor fand ich mich im Labyrinth der Reflexionen wieder, die mich unvermeidlich zur Suche nach meiner Wahrheit brachten. Deshalb fühlte ich in mir alle Gegensätze, die im Menschen sind und ihn zerreißen, ohne es jedoch zu schaffen, über sie hinaus zu gelangen ...

Als ich aus meinen Gedanken zurückfand, verschwand die Sonne gerade hinter dem Brouillard-Grat. Ich zog alles an, was ich dabei hatte, denn die Luft wurde sogleich kalt, und der grau gewordene Himmel nahm eine eisige Starrheit an ... Nachdem die Pflicht, noch ein letztes Bild zu knipsen, erledigt war, verstaute ich den Fotoapparat im Rucksack und streckte mich glücklich auf demselben Felsen wie zuvor in meinem Schlafsack aus.

Der zunehmende Mond, der mit seinem hellen Licht den Himmel überflutete, erlaubte es der Nacht nicht, dunkel zu werden: aber er hinderte sie nicht daran, ihre unendliche Ruhe auszubreiten. Alles lag ruhig da in der großen Septemberkälte, unverletzte Stille herrschte, nicht das kleinste Knirschen stieg von den Gletschern hoch, nicht das fernste Murren eines Flusses aus den tiefen Tälern, nicht einmal der Hauch des Windes; nur die Sterne funkelten, ein großes Meer von Sternen, in dem man sich verlor. So lag ich dort, wie eine undeutliche und zerbrechliche Statue aus Eis, und atmete den Zauber einer Nacht ein, die aus ein er anderen Welt zu kommen schien, während das gespenstisch

helle Licht des kalten Mondes hier und da auf den Schnee fiel und wieder verschwand.

Später, als ich den Kopf aus meinem schützenden Schlafsack hinaussteckte, herrschte kalte Dunkelheit. Der Mond war untergegangen. Ich hatte es nicht geschafft, wie geplant am Abend im Mondlicht weiterzugehen, aber jetzt kam in mir der Wunsch auf, das Wunder der Morgendämmerung vom Gipfel des Mont Blanc aus zu erleben, und so war es Zeit aufzubrechen ...

Im Osten begann die Luft heller zu werden. Auf einen Schlag kam der heftige Morgenwind auf, der da und dort Wolken aus weißem Staub aufblies. Die Atmosphäre wurde feiner, durchsichtiger, im Einklang mit dem Dunkelblau des Himmels, der langsam ins Türkis überging. Die Luft war sternenklar und eisig kalt, als ob sie von einem anderen Planeten stammte; sie einzuatmen hieß, sich die Lungen mit Himmel zu füllen. Auch der Schnee, auf dem ich weiterging, schien sich nun in Licht zu verwandeln und immer mehr zum Himmelsgewölbe zu gehören; nur zögernd glaubte man, daß all dies auf fester Materie ruhe, in der Erde wurzelt.

Der Schneerücken war schmaler geworden, ich stieg inzwischen über einen langen Eisgrat hoch, und als er sich neigte, stand ich auf dem Gipfel des Mont Blanc.

Ich hatte mein Ziel erreicht, und jetzt schien es mir, als ob ich Momente aus einer anderen Zeit erlebte. Vor mir waren nur Licht und Raum und riesige, schweigende Bergketten, von ewigem Schnee bedeckt. Klar erkennbar tauchten aus diesem Gipfelmeer im Osten das Matterhorn und der Monte Rosa auf, die ihrerseits von einem Bogen aus rotem Dunst überragt wurden, der das Aufgehen der Sonne ankündigte. Unter diesen schwebenden Gipfeln erstreckten sich die großen, grünen Täler, aus denen sich die Nacht noch nicht ganz zurückgezogen hatte. Der Wind wehte frei über die Stufen der Landschaft und drang eisig unter meine Kleider; aber er währte nicht mehr lange, denn der erste Sonnenstrahl hielt seinen triumphalen Einzug in den weißen Ozean der Stille.

Was nun folgte, gehörte eher zur Vielfarbigkeit der Gefühle als zu jener der Dinge. Wahr ist, daß das warme Sonnenlicht über die Gipfel und Grate, die Rinnen und Runsen zu fließen begann und eine kaleidoskopische Bewegung von Licht und Kontrast schuf. Die nahen Wechten fingen an, im feinen, von der Luft aufgewirbelten eisigen Staub zu glühen, und rundherum hoben Tausende von Schneekristallen zu funkeln an. Der zuverlässig dunkelblaue Himmel war nach wie vor das Größte

und umfaßte Entfernungen, die das Auge ermüdeten. Die Bergketten kamen übereinander zu liegen, verschwammen ineinander, bevor sie sich ohne offensichtlichen Grund wieder voneinander trennten. Unzählige Spitzen tauchten überall auf, die schönen Grate spielten mit den eigenen Schatten und wetteiferten mit der Leuchtkraft des Firns, und die Gletscher weit unten glichen Lichtmeeren, eingekeilt zwischen den Gipfeln und aufgewühlt durch ein unerwartetes Gewirr von Spalten.

Was mir die Natur hier voller Hingabe bot, war unversehrte Herrlichkeit, die meine Seele nährte. Die Gedanken gingen im ständigen Fluß der Dinge zum Geist und vom Geist zu den Dingen auf, ich spürte, wie in mir neue Gefühle entstanden, wie ich unbekannte Dimensionen erlebte, die einem Versuch, sie zu erklären, immer wieder entflohen. Völlig versunken im intimsten Alleinsein, schwang sich meine Phantasie immer weiter auf, und jetzt sah ich mehr als je zuvor mit den Augen des Geistes, ich hörte das große Atmen der Natur, ich verlieh dem Unendlichen menschliche Proportionen, ich schweifte umher, bis ich schließlich eins wurde mit dem Universum: Ich fühlte die ganze Schönheit und das Wunder der Existenz. Ich hatte endlich die Wahrheit gefunden, die einzig mögliche Wahrheit jenseits aller Vermutungen. Es war die Wahrheit des Herzens.“⁶⁾

Wer das schreiben kann, der ist auf seine ganz eigene Weise wahrhaft heimgekehrt zu Gott!

6) Bonatti, Walter, *Berge meines Lebens*, Zürich 2000, S. 309